

Rückkehr zur Augenlust, Traditionalismus und zeitgemässen Artigkeiten? : Anmerkungen zum aktuellen Geschichtsboom

Autor(en): **Lodovico, Ludi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **6 (1986)**

Heft 11

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-651776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ludi Lodovico

Rückkehr zu Augenlust, Traditionalismus und zeitgemässen Aktivitäten?

Anmerkungen zum aktuellen Geschichtsboom *

Das Lamento über den Verlust spezifisch geschichtlichen Bewusstseins ist gerade so alt wie das Bildungsbürgertum, das es erst seit der Französischen Revolution gibt. Die Klasse, die einen welthistorisch bedeutsamen ökonomischen und sozialen Veränderungsprozess eingeleitet, wenn auch nicht im wörtlichen Sinne getragen hat, blieb ideologisch und psychologisch von Anfang an in Verlust- und Niedergangsängsten befangen. Dergleichen Reflexe gehören genuin zum bürgerlichen Zeitalter, zu seinem ideologischen und psychologischen Haushalt. In jeder Phase seiner Geschichte traten die Warner und Trompeter des "Rettet die Geschichte" auf den Plan. Ihre Botschaften waren und sind durchs Band zwiespältig: Ideologisch sollen sie Deiche gegen Veränderung abgeben, und sachlich gesehen vermitteln sie das Bild von 200 Jahren rasanter Entwicklung und ungetrübten Fortschritts auf allen Gebieten. Ideologisch beschwören sie das gute Alte, sachlich haben sie es selbst revolutionär beseitigt, terroristisch abgemurkst.

Der letzte laute Rettungsschrei ist noch nicht 15 Jahre alt. 1972, eben vom SPD-Wahlhelfer ins konservative Lager übergewechselt, stellte sich der unverwüstliche Golo Mann die Frage "Ohne Geschichte leben?". Der äussere Anlass: Ein paar Heisssporne in der SPD-Bildungsdiskussion vermittelten den Eindruck, sie wollten den Geschichtsunterricht im Sozialkundeunterricht aufgehen lassen, ja Geschichte als Schulfach beseitigen. Tatsache ist, dass das unglückliche Projekt parteipolitisch beliebig funktionalisierbar wurde, weil seine Verteidiger sich nicht getrauten, sich auf einen verbindlichen Satz aus der "Deutschen Ideologie" zu berufen, von dem aus eine Integration von Sozial- und Geschichtswissenschaft – und nicht die Eliminierung der letzteren – begründbar ist: *Wir kennen nur eine einzige Wissenschaft, die Wissenschaft der Geschichte.*

Auf drei Aspekte werde ich im folgenden eingehen: auf die museale Einbettung von Geschichte, auf die Biographien-Welle und auf den vorletzten Schrei: Oral History, Alltagsgeschichte.

Optischer Konkretismus

Angefangen hat es in Köln mit Alt-Ägyptischem, es folgten die Stuttgarter Stauer-Ausstellung, die Berliner Weimar-Ausstellung, die Münchener Wittelsbacher-Show, die Berliner Preussen-Performance. Soweit ich sehe, fehlen noch die Hannoveraner mit einer Welfen-Parade. Begleitet wurden alle Veranstaltungen von zahlreichen, vor allem reich ausgestatteten Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt. Das Entscheidende und zu Erklärende ist aber der Millionenerfolg der Ausstellungen beim Publikum.

Zwar weiss keiner genau, welchen gesellschaftlichen Gruppen dieser

erstaunliche Zulauf vor allem zu verdanken ist, aber für die Kommentatoren von rechts liegt es nun schon seit Jahren einfach auf der Hand, dass sich im Massenansturm das Bedürfnis nach nationalen Identifikationssymbolen und nationaler Identität ausdrückt. Diese These ist zwar nicht bewiesen, aber man kann sie ja einmal als richtig unterstellen. Dann ergibt sich, dass das Bedürfnis nach nationalen Identifikationssymbolen ziemlich vielfältig ist und relativ leicht erfüllt werden kann.

Besonders lukrative Aussichten resultieren also aus der forschenden rechten These nicht: Die oberflächliche Zurechnung der grossen historischen Ausstellungen der letzten Jahre zur "nationalen Sinngebung" ist ein Rohrkreppier.

Man muss wohl bei der Beurteilung ganz anders ansetzen. "Die schwere Kunst, Geschichte lebendig zu machen", von der ein deutscher Historiker in anderem Zusammenhang sprach, wird durch die erfolgreiche Präsentationsform, also die Ausstellung von Objekt, Relikten und Bildern aller Art, erläutert mit knappsten Texthinweisen, scheinbar problemlos und leichtfüssig gemeistert. Die mehr oder weniger gefällige Bebilderung schwieriger historischer Zusammenhänge soll die Mühsal intellektuellen Begreifens unterlaufen. Die Konkretion des wahrnehmbaren Bildes tritt an die Stelle begreifender Erarbeitung von Verhältnissen und Zusammenhängen. Der optische Konkretismus als Königsweg bzw. Abkürzung zum historischen Bewusstsein?

Die optimale Präsentationsform von Geschichte im audiovisuellen Zeitalter wäre zwar der Video-Film, aber dessen formale Erfordernisse vertragen sich schlecht mit dem Zustand geschichtlich relevanter Objekte und Ereignisse – sie sind tot, sie handeln nicht, Video ohne action. So bietet die statische Bildpräsentation in Ausstellungen eine Art Mittellösung, einen Kompromiss mit dem durchschnittlichen Zustand der Wahrnehmungsgewohnheiten und -fähigkeiten. Diese Mittellösung kommt den Wahrnehmungsgewohnheiten ein Stück weit entgegen und verringert – im Gegensatz zum Buch oder zur Zeitung – die Distanz zwischen geschichtlichem Objekt und Betrachter ganz entschieden. Insofern lässt die Ausstellung Platz dafür, dass Identifikationsmechanismen – *beliebiger Art* – in Schwung kommen können. Aber solche Identifikationen haben keine Dauer, sie rauschen mehr oder weniger schnell vorbei.

Einübung des Vergessens

Wie schnell die Konservativen begriffen, was aus der punktuellen, musealen Präsentationsform von Geschichte zu machen ist, belegen die Pläne für die beiden Geschichtsmuseen in Berlin und Bonn. Dort sollen die Highlights deutscher Geschichte von Karl dem Grossen bis Adenauer in Nationaltempeln ausgestellt werden. Die Präsentation von Geschichte regrediert zur Gipfelhüpferei. Der Dreck, der Müll und das Leid, die in den Tälern zwischen den Gipfeln liegen, interessieren nicht länger.

Im regierungsamtlich mit Anzeigen und Artikeln unterstützten rechtsradikalen "Deutschland-Magazin" (2/86, S. 7) liest sich das so: "Nach langen Jahren der offiziell gepflegten Geschichtslosigkeit und Geschichtsverengung

war hier endlich wieder ein Regierungschef eingezogen, dem die Jahrhunderte deutscher Geschichte mehr bedeuten als nur Vorgeschichte der Jahre 33 bis 45." *Geschichtsausstellung zur Einübung des Vergessens! Normal ist, wer endlich vergisst, was einst geschehn ist.* Die Geste der Weite, statt der Erinnerung.

Den kategorialen Apparat für eine museal entgiftete, pflegeleichte Geschichtsausstellung liefern den Konservativen fest verbundene Rechtsausleger von Michael Stürmer über Golo Mann bis zu Hermann Lübke. Bei Stürmer, um ein Beispiel aus dieser Zurüstungsarbeit von rechts zu dokumentieren, wird deutlich, wo die Reise hingehet, wenn er unter dem Titel "Früchte des Zorns. 1918 und 1945" zusammenfassend schreibt: "Aus den Umbrüchen und Katastrophen resultierte ein Flüchtlingsstrom von Ost nach West, der bald mehr als 14 Millionen Menschen mit sich zog. Zwei Millionen von ihnen gingen auf der Flucht zugrunde. (. . .) Das Grundmotiv der deutschen Geschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kam aus den Katarakten der Modernität: Ernstfall und Katastrophe, Bürgerkrieg und Krieg." In diesem postmodernen Bildchen haben das Grauen keinen Platz, das Verbrechen keinen Namen und die Folgen keine Ursache. Es gibt keine Täter und keine Opfer – von den eigenen abgesehen. Völkermord und Barbarei heissen jetzt "Umbruch" und "Katastrophe". Pompöse Wortbilder, wie gemacht zum Ausstellen und Vorzeigen. Zum bildertrunkenen Lallen über die "Katarakte der Modernität" gesellen sich die Beiträge der Philosophie der Zustimmung, die "gemeinsinnfähige moralische und politische Normalität" ohne Rücksicht auf Verluste konstruiert. Bei Lübke wird die Nazi-Herrschaft zur "totalisierenden Machtergreifung ideologischer Heilsgläubigkeit" vergeistert und vermischt mit dem "Massenterror", ohne dass er auch nur ein Wort darüber sagte, wer die Massen abgab und wer den Terror inszenierte.

Wenn von der Wiederentdeckung der Geschichte die Rede ist, fehlt nie der Hinweis auf die zum Teil beträchtlichen Erfolge von Biographien. Das gilt für Fests "Hitler", für Galls "Bismarck", für Manns "Wallenstein", für Schieders "Friedrich den Grossen" bis hin zur Bismarck-Biographie des DDR-Historikers Ernst Engelberg. Aber auch hier gilt: der Verkaufserfolg allein erklärt wenig.

Schwerer wiegt für die Erklärung der Biographien-Welle der methodische Traditionalismus. Trotz der von vielen, vor allem jüngeren Historikern vollzogenen und sozialgeschichtlichen Wende blieb die grundsätzliche Orientierung an Staatsaktionen und Taten grosser Männer in der deutschen Geschichtswissenschaft erstaunlich lebendig. Bei den älteren Zünftlern kann man geradezu von einer systematischen Abdichtung gegenüber allen theoretischen und methodologischen Überlegungen sprechen. Die Begründung der modernen Geschichtswissenschaft im Historismus des 19. Jahrhunderts legte das Fundament dazu.

Stachellose Geschichte: der Alltag der unverwüstlichen Kleinen

Auf den ersten Blick nehmen sich Oral History und Alltagsgeschichte als demokratische Korrektive gegenüber dem quasi-feudalen Repräsentations-

pomp der Grossausstellungen aus. Sie beschäftigen sich nicht mit dem grossen, sondern mit dem kleinen Mann; ihre Themen sind nicht Gipfel und Einmaligkeiten, sondern das Subalterne und in Glücksfällen das nur vermeintlich Subalterne. Hier liegen auch unbestreitbar Verdienste von Oral History und Alltagsgeschichte. Sie informieren genau über das Leben und die Arbeit jener, die sonst bestenfalls als stumme Objekte erscheinen. Seriöse Alltagsgeschichte vermag Lebensbereiche und gesellschaftliche Erscheinungen zu dokumentieren, die in der herkömmlichen Sozialgeschichtsschreibung zu kurz kommen oder ganz untergehen. Ich will hier aber nicht über gelungene, ihren Anspruch und ihre Reichweite reflektierende Darstellungen des Alltags berichten, sondern das höchst Fragwürdige der beiden Ansätze im allgemeineren Rahmen untersuchen.

Und das Fragwürdige überwiegt bei weitem. Es liegt auf der Ebene der Ideologie und auf jener der Methode bzw. des theoretischen Selbstverständnisses. Da mischt sich allerhand durcheinander. Wenn man den Kreis der professional (also nicht in Geschichtsläden, Bürgerinitiativen etc.) mit Oral History und Alltagsgeschichte befassten Historiker in der BRD betrachtet, so stellt man einigermaßen überrascht fest, dass es sich dabei fast ausschliesslich um irgendwie links anzusiedelnde Leute handelt. Weil in der etablierten Historiker-Zunft Sozialisten mit der Lupe zu suchen, Sozialdemokraten selten und Linksliberale kaum häufiger anzutreffen sind, Konservative bis hin zu Rechtsradikalen hingegen ganz den Ton angeben, ist dies noch beachtlicher. Ferner fällt auf, dass die Vertreter der neuen Ansätze relativ jung sind. Den nichtexistenten, gleichwohl repräsentativen, durchschnittlichen Alltagshistoriker im Universitätsbetrieb kann man sich von seiner intellektuellen Biographie her etwa wie folgt vorstellen: Im Studium verfolgte er mit Interesse die methodischen Ansätze moderner, theoriegeleiteter Sozialgeschichte. Er studierte Marx, Max Weber, Kritische Theorie und auch einige ausländische Ansätze von den Neomarxisten Italiens bis zur Annales-Schule. Von diesen Theorien hat er sich im Laufe seines Studiums immer mehr ab- und der vermeintlich konkreteren historischen Empirie zugewendet. Examenszwänge haben durchaus mit hineingespielt, allgemein erzeugte aber die Entpolitisierung der Universität im Gegenzug auch die Entpolitisierung der Lehr- und Lerninhalte. Das ist schlimm, aber schlimmer ist, dass der Durchschnittshistoriker in seiner Praxis als Alltagsexperte von nun an alle theoretischen Ansätze vergisst, verleugnet und verdammt. Die Produktion reinen Scheins, unbelastet von allen theoretischen Schwierigkeiten und Unwägbarkeiten, kann beginnen. Die Frustrationen darüber, dass sich alle grossen theoretischen Konzeptionen und Entwürfe nicht einfach und nicht bruchlos auf das historische Material übertragen und "anwenden" liessen, führte zur kruden Absage an Theorie. Dazu kamen, mit der politischen Tendenzwende, die Frustrationen darüber, was politisch nicht mehr lief, inner- und ausserhalb der Universitäten. Theorie, Marx, linke Positionen — alles geriet aus der Mode und der strahlend einfache Mann von der Strasse hinein.

Statt theoretischer Ansätze gab es jetzt, um die journalistische Arbeit von der wissenschaftlichen überhaupt noch abzusetzen, Fetische zu hegen und zu pflegen: "Subjektivität", "Identität", "Milieu" und jede Menge beliebiger

Komposita mit “-kultur” und “-verhalten”. Wer die Industrialisierung einer Region begreifen will, wird die Erforschung des häuslichen Alltags der Proleten nicht an die erste Stelle setzen. Dagegen heisst es nun: “Einem derartig kalten, abstrahierenden Blick erscheinen die Unterschichten als blosser Objekte der Geschichte, die zu eigenständigen Erkenntnis- und Phantasieleistungen nicht in der Lage sind . . .”; kurz, es geht um die Verkürzung des “Abstands zum Lebenszusammenhang” (Puls 1979, S. 7). Es ist eine Sache, der modernen Sozialgeschichte vorzuwerfen, sie kümmere sich zu wenig um die Lebens- und Arbeitsbedingungen der unteren Gesellschaftsklassen. Eine ganz andere ist es aber, diesen partiell richtigen Vorwurf zum folgenden, haarsträubenden, theoretisch verbrämten Blödsinn aufzudonnern. Da sieht einer effektiv “die Gefahr, diejenigen, die von früheren gesellschaftlichen Machtverhältnissen als Objekte definiert wurden, in ihrem Objektstatus zu belassen, anstatt ihre Subjektivität zu rekonstruieren” (Niethammer 1980, S. 7). Als ob die faktische Behandlung der Menschen als Objekte um ein Jota geändert würde, wenn post festum ein gutwilliger Mensch deren “Subjektivität rekonstruiert”.

Solche anteilnehmende und anheimelnde Geschichtsschreibung von unten gerät zur besinnungslosen Tröstungskultur, zum karitativen Gartenlauben-Kitsch. Es wird einem vorgegaukelt, es gebe eine Möglichkeit, die faktische und brutale Unterordnung der Einzelnen unter die kapitalistischen Produktionsverhältnisse, unter die feudalen Herrschaftsformen oder was auch immer, gleichsam abzufedern, indem man einige Facetten gemütvoller und gemütlicher “Subjektivität rekonstruiert”, anschmiegsam illustriert, lauwarm formuliert und schnell auf den Markt wirft.

Auf eine fatale Weise nähert sich solche Geschichtsschreibung den oben erwähnten Konzepten der Verniedlichung aus politischer Absicht. Eine Variante davon löst erst Politik in Lebensgeschichten auf, um daran die Hoffnung zu knüpfen, das führe auf quasi-experimentell-induktivem Weg zu “Schüben für komplexere historische Theorien” (ebd., 10). Genau das Gegenteil ist der Fall: der noch verbliebene Rest an theoretischer Orientierung wird über Bord geworfen bzw. durch immer neue Hinzufügung von empirischem Material laufend verdünnt. Wie auch immer Theorien entstehen mögen, bestimmt nicht durch die wahllose Vermehrung von restlos zufälligen Lebensgeschichten und anderen Partikeln aus dem Erfahrungsalltag. Denkbare Vermittlungen von Theorie und Empirie werden weder durch Anhäufung von Material noch durch Reduktion von Komplexität allein erreicht, sondern über die mühsame theoretische und inhaltliche Erweiterung und Verfeinerung der Ansätze, über die Durchdringung des Materials, über die begriffliche Anstrengung.

Wo es an theoretischer Reflexion fehlt, stellen sich Begriffsmonster ein: sei es der “positive Identitätsgewinn” (ebd., S. 10), der erst recht schillert, wenn man sich seine Kumpels so richtig plastisch vorstellt: den negativen Identitätsverlust, den positiven Identitätsverlust und vor allem den negativen Identitätsgewinn. Wo eindeutig Subjekte *in der* Geschichte gemeint sind, schreibt der theoretisch unbelastete Alltagshistoriker auch mal “Subjekte der Geschichte” (ebd., 15), so als ob die Arbeiter im Kaiserreich oder unter dem

Nationalsozialismus Subjekte der Geschichte gewesen wären. Geradezu mit Gewalt will man hinter die Einsicht zurück, die die "Deutsche Ideologie" mit zwei Sätzen bündig formuliert hat: "Die erste Voraussetzung aller Menschengeschichte ist natürlich die Existenz lebendiger menschlicher Individuen." (. . .) "Dieses Sichfestsetzen der sozialen Tätigkeit, diese Konsolidation unseres eigenen Produkts zu einer sachlichen Gewalt über uns, die unserer Kontrolle entwächst, unsere Erwartungen durchkreuzt, unsere Berechnungen zunichte macht, ist eines der Hauptmomente der bisherigen geschichtlichen Entwicklung" (MEW Bd. 3, S. 20 u. 33). Nebst theoretischen Knoten vermute ich hinter der Ignoranz gegenüber dieser banalen Einsicht eine gigantische psychische Fehlleistung: Das wissenschaftliche Objekt, das auch realgeschichtlich immer Herrschaftsobjekt war – die Arbeiter und ihr Alltag – wird zum "Subjekt der Geschichte", weil der Historiker seinen Arbeitsschwerpunkt mit dem Kerngehalt der Realgeschichte verwechselt bzw. identifiziert.

Es liegt zum Teil an der deutschen Sprache, mit ihrer Möglichkeit, Substantive beliebig zu koppeln, aber vor allem am intellektuellen Habitus der Erfinder, dass ein Wort wie "Basissubjektivität", die sich natürlich prinzipiell und immer "widerständig" (ebd., S. 17) verhält, möglich wurde. Was man darunter versteht, bleibt offen. Etwas Vernünftiges reimt sich schlechterdings nicht drauf. "Widerständig" dagegen ist ein katechetisches Wort der Oral History. Jedes ordinäre Saufgelage kann unter dem Blickwinkel des kulturalistisch-plebejisch-alltags-historisch geschärften Auges zur Widerstandsaktion vulgo "Protestverhalten" oder "Resistenzverhalten" aufgeplustert werden. Alltagsgeschichte gleich Geschichte des permanenten Widerstandes!

Ein letzter Punkt. In ihrem Theoriefrust, ihrer Theoriefeindlichkeit und -blindheit erzeugen Oral History und Alltagsgeschichte nicht nur jede Menge modischer Ideologie, sondern – gegen ihre eigene Absicht! – ganz falsch intonierte politische Thesen. Seit E.P. Thompsons anregende, phantasie- und verdienstvolle Arbeiten zur englischen Sozialgeschichte übersetzt werden, ist eingetroffen, was der Herausgeber einer Aufsatzsammlung befürchtete: Die Epigonen traten auf den Plan. Groh zitierte 1980 einen Kollegen, der das Unheil ahnte: Die Muse der Geschichte, "Clio, hat uns E.P. Thompson geschickt, aber sie möge uns vor den Thompsonianern bewahren" (Thompson 1980, S. 28). Das Unheil nahm seinen Lauf. Heute darf jeder, der einen ökonomischen Zusammenhang nicht versteht oder nicht verstehen will, von "moralischer Ökonomie" daherreden, um dieses oder jenes Verhalten von Akteuren zu erklären oder auch nur, um über die eigene intellektuelle Trägheit hinwegzutäuschen. Und falls das nicht reicht, gibt es immer noch die Mehrzweckwaffe "plebejische Kultur", mit der fast alles weggeklärt werden kann. Dass es hier überhaupt nicht um billige Polemik geht, belegt wiederum Niethammer, den ich stellvertretend für viele (und ohne Ranküne) zitiere. Da findet sich die abstruse Behauptung, "dass mit der Hinwendung zur individuellen Biographie und kollektiven Erfahrung politökonomische Paradigmen für das Verständnis moderner Gesellschaften, die sich an politischen Institutionen und sozialer Schichtung, Machtverteilung, Funktionsbezügen und Systemproduktion orientieren, in die Rollen von Rahmengrößen zurückgedrängt werden" (Niethammer 1980, S. 20). Der Kapitalismus samt Klassen,

Staat und allem Drum und Dran als "Rahmengröße" für die Untersuchung der Trinkgewohnheiten der Textilarbeiter im hinteren Spessart – dem kann der konservativste Zünftler nicht widerstehen, denn dieser Meinung waren schon seine akademischen Grossväter. Nur so kommt die Alltagsgeschichte zu Zunftehren.

Schlimmer noch, dass Oral History und Alltagsgeschichte mit ihren anrührenden Bildern aus dem kernigen Arbeiterleben z.B. unter dem Nationalsozialismus dazu beitragen, die Nazi-Herrschaft zu verharmlosen, zu entgiften, und dies in "gewollter Blauäugigkeit", wie Ernst Köhler (Freibeuter 24, S. 91) nachweist. Zusammen mit Delf Bruder hofft er, dass niemals überlebende Opfer der Nazi-Herrschaft diese beruhigenden und zeitgemäss optimistischen Mitteilungen über das unzerstörbare Arbeiternaturell im Dritten Reich zu lesen bekommen. Die Überlebenden müssten die naiven, vom Theoriefrust verödeten und verblendeten Historiker rundweg für bezahlte Verharmloser im Regierungsdienst und Normalisierungsbüttel für Vergangenheitsüberwältigung halten.

Was sich um den ganzen Geschichtsboom herum zusammenbraut, liegt noch im Diffusen. Bei allen vorhandenen, hier aber nicht erwähnten Lichtblicken, überwiegen doch die trüben Aussichten. Im äussersten Fall muss man mit einem fürchterlichen Zusammenspiel rechnen: Die regierungsnahen Zurechtbieger der Geschichte liefern den handlichen Apparat zur Gestaltung von pompösen Geschichtsmuseen und aufwendigen Ausstellungen, in denen Geschichte als ansehnlich verpacktes, farbiges und süsses Bonbon dargereicht wird. Unterdessen betreiben die Senioren der Historiker-Zunft die biographische Regression der gesamten Geschichtswissenschaft unter dem Motto "Den Grossen dicke Bücher". Und der Nachwuchs bemüht sich in Form von Oral History und Alltagsgeschichte um eine stachel- und bisslose Verharmlosung der Geschichte zu Bildchen aus dem Alltag des kleinen Mannes.

ANMERKUNG

* Dieser Beitrag ist bereits in "links" 4/86 erschienen. (Red. Sozialistisches Büro, Pf. 102 062, D-6050 Offenbach 1) Wir danken Autor und Redaktion für den Wiederabdruck der Thesen, die hier gekürzt vorliegen und die Kontroverse um die Alltagsgeschichte fortsetzen. Vgl. Martin Leuenberger: Entpolitisiert der Alltag die Geschichte? In: WIDERSPRUCH 10/85.

LITERATUR

- Puls, Detlev (Hg.), 1979: Wahrnehmungsformen und Protestverhalten. Frankfurt.
Niethammer, Lutz (Hg.), 1980: Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der 'Oral History'. Frankfurt.
Thompson, Edward P., 1980: Plebejische Kultur und moralische Ökonomie, Hg. v. D. Groh, Frankfurt.